

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch : Schweizerisches Idiotikon
Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon
Band: - (1971)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt des Heftes 171

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt des Heftes 171

Unser Bericht über die Hefte 168–170 (Jahresbericht 1970) schloß mit dem Hinweis auf verschiedene Einzelwörter, deren Herkunft trotz allen Anstrengungen kaum aufgeklärt werden konnte. Auf Spalte 1896 (noch in Heft 170) folgt nun das Substantiv *Tisch*, das nicht nur das bekannte Möbel bezeichnet, sondern, von diesem ersten Wortinhalt ausgehend, eine unerwartete Bedeutungsvielfalt zeigt, wie dies einige Hinweise dartun sollen. Besonders häufig tritt unser Wort in den theologischen und rechtlichen Quellen der Reformationszeit auf. Ein Basler Gutachten von 1527, das sich mit der Messe befaßt, sagt dazu: «Daß aber alles, so in der heyden tempel vom altar genossen, zuovor geopffert worden sey, zeigt Pau(lus) an durch zwö glychnüssen. Erstlich durch den tisch der Juden, wölche nicht essen vom altar, es ist zuovor geopffert. Darnach bringt er die ander gleychnuß vom tisch oder altar der Christen.» Hier sind Tisch und Altar bedeutungsmäßig gleichzusetzen. Anders verhält es sich im folgenden Beispiel: «Nachdem by den Zürchern alle altar, bilder, schellen, liechter und meßgewand, ouch kelch und ander altarzierde hingethon sind, so man dan des Hern abentmal halten will, stellt man eyn tisch zuovordrist in die kilchen, mit eynem reynen wyßen tuoch bedeckt, daruff das brot oder oflatten» (J. Stumpf 1538). Dieser Quellenausschnitt zeigt den Abendmahlstisch im reformierten Sinn. Die abstrakte Bedeutung ‚Abendmahl‘ bzw. ‚Kommunion‘ erscheint in einem weiteren Beleg. 1618 muß sich ein Familienvater vor dem Chorgericht in Krauchthal (Kt. Bern) verantworten, «wie er syne beide Kinder underricht, daz sy verschinen Ostertags zue des Herren Tisch kommen, doch hievor in der Vorbereitungs predig nit erschinen». Auch verschiedene feste Fügungen haben dieselbe Bedeutung, so z. B. die nach unseren Materialien noch bis in die Gegen-

wart hinein in gewissen Teilen von Bern und Graubünden auftretende Wendung *zu d's Herre Tisch gā* u.ä., die über Jahrhunderte hinweg im historischen Material nachzuweisen ist. So verfügen 1529 die Gnädigen Herren von Bern: «Die amptlüt zum tisch z (des) Herren gan wie ander gmein lüt, ußgenommen der landtvogt.» 1568 hält das Zürcher Ratsmanual fest: «Herr Lienhart Hofmeyster, predicant zuo Steckporen, zeigt an, das der landvogt im Thurgöw sich ab im erclage, das er... die lüt, wann sy zum tisch Gottes gan wellen, zuovor nit verhöre, was ir glouben sige.»

Eine weitere wichtige Bedeutungsgruppe von *Tisch* befaßt sich eher mit dem Leiblichen und wäre etwa mit ‚Speise, Essen, Mahlzeit‘ zu umschreiben. Von den verschiedenen festen Fügungen, die hier einzuordnen sind, erwähnen wir nur eine, nämlich «über und ab Tisch bätten» u.ä. im Sinne von ‚vor und nach dem Essen beten‘. 1673 soll in Bümpliz (Kt. Bern) der Schulmeister seine Schüler «bey ihrem Abendbrott, welches die Mittagstund sein sol, die Gebätt über und ab Tisch sprechen lassen, darzue ihnen eine Stund Urloub und Kurtzweil vergönstigen». Ein Inserat von 1753 läßt uns bereits auf die moderne Bedeutung ‚Menü‘ stoßen: «Die Herren Reisenden seyn hiedurch benachrichtigt, daß Herr Im Hof zu den Drei Königen in Basel Tisch haltet zu 24, 36, 48, 60 kr. etc., damit jedermann nach Stand, Gebühr und Belieben zehren mag.» Auch kalte Mahlzeiten scheinen dazumals schon üblich gewesen zu sein, wie eine Zürcher Aufzeichnung von 1775 bezeugt: «Gieng zu Diacon Nüscherler zum Silberschild in ordinairi Donstagsgesellschaft, der uns mit einem kalten Tisch die Haußräuchi gab.»

Hier ist eine bedeutungsmäßig eng verwandte Gruppe mit dem Sinn ‚Kost, Unterhalt‘ anzuschließen. Freiburg verfügt in der Schulordnung von 1577: «Will aber nur zween (Provisoren) den tisch bim schuolmeister haben, so soll der dritt zuo tisch gan bi den augustinern oder barfuößern», soll also seine Mahlzeiten dort einnehmen. Daß die Fremde die heimatlichen Zustände in rosigerem Licht erscheinen läßt, verrät eine Bemerkung des Palästina-Pilgers Heinrich Stulz (Schaffner des Klosters Engelberg) von 1519: «Also giengent wir in unser spytal (in Jerusalem), da was uns wenig guocz bereitt, wiewoll wier ellend und hungerig warent; eß

dacht ein yetlicher heim an sin tisch und kuchi.» Relativ weit verbreitet war noch zu Beginn unseres Jahrhunderts die Wendung *a(n'n)* oder *z'Tisch gā*, die für die Kantone Bern, Graubünden, St. Gallen und Thurgau bezeugt ist. So läßt der bekannte Berner Mundartforscher Emanuel Friedli einen Emmentaler Bauern sagen: *Du het er du funde, er mach 's besser, wenn er bī-n-is z'Chost gang oder z'Tisch, wie men o seit*. Wie alt diese Wendung ist, zeigt ein Beleg aus Interlaken von 1532: «Es söllend ouch sömliche spittal-kind alle, so gesund sind... zuosamen an einem ort ze tisch gan und an einem tisch zuo anfang yedes mals ir gebett mit einem vatterunser etc.... volbringen und demnach essen.»

Eine letzte zur Bedeutungsgruppe ‚Kost‘ gehörende Fügung leitet bereits über zum rechtlichen Bereich. Die Formel *vo (z') Bett und Tisch scheide* bezieht sich nämlich auf Ehescheidung oder Trennung. Das Stadtrecht von Luzern hält um 1480 fest: «Wir sezen ouch für unser stattrecht, wo elich lüt mit urteil zuo bett und zuo tisch gescheiden werden, dann sol entweder dem andern weder umb morgengab, kram oder erecht nützit pflichtig noch zuo antwurten haben.» Auch eine zeitlich begrenzte Trennung konnte ausgesprochen werden, wie dies das Zürcher Ratsmanual von 1531 beweist: «Peter N. und syn eefrouw, die Trudlin von Menidorff, sind von einandern ires widerspennigen lebens (wegen) uff ein jar lang zuo bett und tisch gescheiden.»

Bei den Bedeutungen ‚Besitz und Einkünfte, Eigentum‘ handelt es sich insofern um einen Sonderfall, als entsprechende Belege ausschließlich dem kirchenrechtlichen Bereich entstammen und nur, wenigstens in unserem Material, bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts auftreten. So wird 1367 über das Pfrundeinkommen des Stiftes Schänis wie folgt verfügt: «Aber die hüenr und alle nütz, die da fallent in dien selben drin järlichen nützen von dien andren drien ünsern kirchen, die an ünsern tisch hörend, sond wir, die eptissen, innemmen und nießen.» Eine weitere Textstelle, bei welcher die Bedeutung von «tisch» nicht ganz klar ist, ist den eidgenössischen Abschieden von 1589 entnommen: «Des alles zuo wahrer zeugnuß, so haben wir, obgemelter bischoff, für uns, ouch unßren tisch von Sittenn, das gedacht ehrwirdig capittell unnd thuombgestift doselbst unnd fir

gmeine unßre lanndtschaft und alle unßre nachkhommenden unser eygenn insigell an disem brieff hencken lassen.»

Unser Wort ist auch auf tischähnliche Geräte und Formen übertragen worden, von denen hier nur zwei besonders auffällige erwähnt werden sollen. Nach einem älteren Beleg hat man im Zürcher Oberland das Fundament eines Hauses hin und wieder als *Tisch* bezeichnet. Ebenso merkwürdig ist eine Erklärung aus Nufenen (Kt. Graubünden): ‚*Tisch*, Raum in der Hohlhand, zwischen der Hautfalte, die vom Kleinfinger her kommt, bis zur nächsten Falte, die von entgegengesetzter Richtung kommt‘.

Von den rund 130 Komposita zu *Tisch* sei hier nur eine kleine Auswahl gegeben. Als einer der ersten hat Friedrich von Tschudi in seinem Tierleben der Alpenwelt die Bezeichnung *Gletschertisch* geprägt: «Große Blöcke... schützen ihre Basis vor dem Einfluß von Sonne, Regen, Wind usw. Während die Umgebung abschmilzt, scheinen sie sich zu erhöhen und liegen am Ende auf einem Postament oder einer Säule von Eis wunderbar aufgestellt (Gletschertische).» Aus einem ganz anderen Lebensbereich stammt der *Herrentisch*. Hier handelt es sich vorerst um den Ort im Wirtshaus, wo gewöhnlich die reicheren oder vornehmeren Gäste sitzen. Diese Bedeutung läßt sich in den Kantonen Graubünden, St. Gallen, Glarus, Schwyz, Obwalden, Luzern, Zürich, Aargau und Solothurn bis in die Gegenwartssprache hinein nachweisen. Ferner kann der *Herrentisch* der Tisch im Kloster sein, an welchem die Konventsherren sitzen, zugleich aber auch deren Kost. Für diese beiden Bedeutungen finden sich nur historische Belege. In gewissen Gegenden Graubündens soll man dagegen noch im letzten Jahrhundert gutes, reichliches Essen als *Herretisch* bezeichnet haben. In den Bereich des Sakralen führt schließlich die letzte Bedeutung, nämlich ‚Abendmahl‘, die vereinzelt noch heute im Berner Oberland auftritt. Denselben Bedeutungsinhalt hat das Kompositum *Roßtisch*, das wohl nur okkasionell als Schmähung verwendet worden ist. So wird 1530 in Zürich ein Angeklagter beschuldigt, daß er «den selben sinen gast, ob er ouch zum roßtisch were gangen, gefraget, und also mit söllichen schand- und lasterlichen worten den tisch und das nachtmal des Herren gelestert, geschmecht und verachtet.»

Eher wieder auf den Boden des Irdischen, nämlich zum knurrenden Magen, führt Ulrich Brägger, wenn er schreibt: «Freylich tut es allemal ein bisgen weh, von diesen wohl-lüstigen Herzensergießungen, von diesen reichlich besetzten Tischen weg sich wieder in den Angstkarren und an den *Schmaltisch* anspannen zu lassen.»

Separat angesetzt wurde die zweisilbige Form *Tische* f., die nur in den Kantonen Bern, Freiburg und Wallis vorkommt und etwa ‚Beige, Stoß, Stapel, Haufen‘ (bes. von Holz, Heu) bedeutet. Dieses Wort läßt sich möglicherweise als pluralische Kollektivbildung von *Tisch* erklären und wird, wie auch seine Komposita, noch immer in der lebenden Sprache verwendet. So hat Melchior Sooder in Habkern den sprichwortähnlichen Satz aufgezeichnet: *Wo-n-e fīßi Chatz ischd und under em Hūs e grōßi Holztische* (Holzstoß), *da darf der Chrāmer rüjig ūfschrībe*. In den Bereich des Aberglaubens führt ein Hinweis, den Emanuel Friedli in Saanen (Kt. Bern) gefunden hat: *Wenn eina wollt wüsse, was er für ne Frou z'erwarte hät, so mueß er in der heilige Nacht zunere Schitertische* (Scheiterbeige), *der Rügg gäge d's Holz, gan es Schit zieh. Zieht er es churzes, so uberchunnt er e Churzi; erwütscht er es längs, so wartet 'mu e Längi*.

Anschließend an die beiden Substantive *Tisch* und *Tische* folgt das Verb *tischen* mit seinen Komposita. Es entspricht bedeutungsmäßig im wesentlichen den Substantiven. Als Hinweis auf verschiedene kleine Abweichungen und Ergänzungen sei hier nur ein Beispiel gegeben. Im freiburgischen Sensebezirk bedeutet *a(b)hi(n)tische* im übertragenen Sinn ‚unmäßig essen‘: *Ich b'süne mi no guet, wi-n-er de ahi 'tüschet het, bsundersch, wenn es Chueche g'gä het, sächs, sübe Stücken*.

Als letztes zur Gruppe *Tisch* gehörendes Wort erwähnen wir die *Tischung* (Gasterei, Mahlzeit). Nicht erst heute, sondern schon im 16. Jahrhundert hat man fremde Einflüsse nicht immer gern gesehen. So beklagt sich der Berner Chronist Valerius Anshelm: «Jetzan, so uß fremden landen durchs verruocht kriegsvolk fremd siten, besunder bös und üppig fremd ring, flüssig gelt, fremd künst und kostbarkeit, besunder in büwen, kleidungen und tischungen, in alle

Eidgnoschaft was kommen (usw.).» Die Zeiten scheinen sich nicht wesentlich geändert zu haben!

Die Vertreter der Wortfamilie *Tusch*, *tüsche* ‚Tausch, tauschen‘ haben im allgemeinen die gleiche Bedeutung wie in der Schriftsprache. Die Belege vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zu den jetzigen Mundarten sind zahlreich. Getauscht werden Waren («tusch des anckens umb saltz» 1541), Grundstücke («ein guot zuo Berg erthuscht» 1544), Pfründen («sölich tusch syner pfruond» 1455), früher auch Eigenleute («von wägen des tusch und wächsels unser beider syt eigener lüt» 1520) und Geistliche (da die Gemeinde zu Bülach einen untüchtigen Pfarrer hat, «sol man ein tusch mitt imm ansehen» 1534), sodann Tiere (ein Kaplan treibt Pferdehandel, «tuscht gern mit rossen» 1533) oder auch Kinder, die sich zu Ausbildungszwecken in der Familie eines Partners aufhalten, wie z. B. Felix Platter in Montpellier. Daraus kann die Bedeutung ins Konkrete wechseln: *Mit mir isch s Ella e Dusch g'si*, weiss 1970 eine Frau aus Pratteln zu berichten. Von einem schlechten Tausch heißt es etwa redensartlich: *der Chrüzer gäg e Rappe, Späck gäge Schwarte tüsche* (Kanton Bern), *e Huer gägen e Häx itüsche* (Wangen, Kt. Zürich). Eine wichtige Angelegenheit will gut überlegt sein, denn das ist nicht nur *Chappe 'tüschet*. Abweichend vom Neuhochdeutschen hat das Verb besonders in unsern südwestlichen Mundarten die Bedeutung ‚(aus)wechseln‘, z. B. *Gäld tüşhu* in Pomatt, Oberitalien), *d's Hemmli tische* (Goms), auch bloß *(sich) tüsche* ‚die Kleider wechseln‘, oder ‚(sich) ändern‘, z. B. *d' Zitun tischund schich* (Wallis), *allu die Zungu* (Sprachen) *tüschind mit der Zid, und etlichi gäid vergaßni und verlourni ganz* (im ennetbirgischen Alagna, notiert von Emil Balmer). Ausgestorben ist das Wort *Roßtüscher*, *Roßtüscher*, das 1362 in der neutralen Bedeutung ‚Pferdehändler‘ in Basel auftaucht, schon früh aber einen zweifelhaften Beigeschmack erhält, denn wo findet man «einen roßdeischler, der khein lug dargab» (Freiburger Spiel 1560)? Neben der Bedeutungsnuance im Südwesten ist das Auftreten der Lautung *-ü-* (statt *-ū-*) bemerkenswert: *tüsche* im freiburgischen Jaun, im Berner Oberland, im Wallis, im Pomatt und in Walsermundarten Graubündens, dazu, vereinzelt und graphisch nicht völlig sicher, in der ältern

Sprache (z.B. «einer, so zuo ziten nit bar gelt habe, der tüşchete sine pfännwert daran» 1489 in Zürich) sowie *Tüşch* in den Bündner Orten Splügen, Safien und Obersaxen und z.T. in der ältern Sprache («einen tüşch und wächsell» 1532 in Zürich). Das erinnert an Fälle wie *Rügge/Rugge*, *schlücke/schlucke* im ersten Band des Sprachatlasses der deutschen Schweiz, wirft aber auch die Frage nach dem Zusammenhang mit der Wortsippe *tüşche* ‚täuschen‘ auf. Von dieser kommen bei uns das Substantiv «*getüşch*» ‚Betrug‘ und die beiden Scheltwörter «*tüşching*» m. und «*tüşcherin*» f. ‚Betrüger(in)‘ (oder ähnlich) nur in mittelhochdeutscher Zeit vor (das erste bei Ulrich von Zatzikhofen und Reinfried, die andern in Wittenwilers Ring bzw. 1386/7 im Zürcher Ratsbuch) und verschwinden dann offenbar; das dazugehörige Verb *tüşche* ‚täuschen, betrügen‘ (mit weitem Verwandten), das vom Basler Adam Petri 1523 in seinem Glossar zu Luthers Bibelübersetzung noch als ausländisches Wort bezeichnet wurde, tritt in unserm Material erst spärlich seit dem 17. Jahrhundert auf und ist in den Mundarten offenbar (beim Zürcher Schriftsteller Karl Biedermann 1889 in der Lautung *täusche*!) erst in jüngster Zeit verbreitet.

Mit diesen schweizerischen Beiträgen erhält die bisher nicht befriedigend geklärte Geschichte dieser Wortfamilien ein ziemlich anderes Aussehen.

Wenn heute Wörter wie *Diskussion*, *diskutiere* in aller Mund sind, so gingen im Zeitalter der Reformation unter dem Einfluß der zahlreichen öffentlichen Religionsgespräche die ältern Synonyme «disput», «disputation», «disputieren» aus dem ursprünglich gelehrten in den volkstümlichen Wortschatz über. Zeugen dieses Übergangs sind Schreibungen wie «dispitieren», «dispetaz», «dispidaz» (alle schon 1525), die sich mit Formen der heutigen (z.T. aber wohl älteren) Mundart decken: *dispitiere*, *dispidiere* z.B. im Aargau, in beiden Basel, in weiten Gebieten von Bern, im Freiburger Sensebezirk, im Luzerner Gäu, in Zug und im Zürcher Oberland, *Dispitaz* etwa in Nidwalden, im Berner Ob- und Nid- aargau usw. Öffentliche Diskussionen erschöpfen sich nicht selten in blosser Hin- und Herreden oder arten in Gezänk aus. Hauptsächlich in solchen Verwendungen sind diese Wörter lebendig geblieben: *Selle* (bei einer Vereinsaufführung)

o Jumpfere mitmache?... Es het ne lang Dispitāt abg'setzt (A. Fringeli). *Um en Olten umme* (um den Alten) *cha niemm sī, er dischbidiert der ganz Dag mit de Chinde und mit de Dienste* (Baselland).

Beim Pflanzennamen *Distel*, *Distle* war es für den Bearbeiter nicht leicht, aus den nicht immer genügend klaren und übereinstimmenden Mitteilungen von Pflanzenfreunden und Naturforschern die für ein Wörterbuch erwünschten genauen Angaben über die Lautung, das grammatische Geschlecht und die botanische Bedeutung zu gewinnen. Wie schon im Althochdeutschen männliches *distil* neben weiblichem *distula* bezeugt ist, so kommen auch in unsern Mundarten, offenbar ohne scharfe geographische Scheidung, *Dischtel* m. und *Dischtle* f. vor, wobei z. B. im Berner Oberland einem Singular *Dischtel* ein Plural *Dischtla* gegenübersteht (wie Sing. *Chübel*, Plur. *Chübla*); außerdem sind, mit Vereinfachung der schweren Konsonantenverbindung, die Lautungen *Dischel* m. und *Dischle* f. bezeugt. Das Wort (in den genannten Formvarianten) bezeichnet im Volksmund zunächst, wie im Neuhochdeutschen, die Distel bzw. distelähnliche Pflanzen, und zwar sowohl jene Arten, welche die heutige systematische Botanik unter den Begriffen *Carduus* („Distel“), wie jene, die sie unter *Cirsium* („Kratzdistel“, mit federigen Pappushaaren) faßt, darüber hinaus aber auch Angehörige anderer distelartiger Korbblütlergattungen, so die Eberwurz (*Carlina acaulis*), die Gänsedistel (*Sonchus*), den zweijährigen Pippau (*Crepis biennis*), die Karde (*Dipsacus silvester*) und den Löwenzahn. Wertvolle Angaben über die botanische Klassifizierung dieser Pflanzen in der ältern Zeit wie über volkstümliche Anschauungen und volksmedizinische Verwendungen bieten wissenschaftliche Werke wie Arzneibücher und dgl. Daraus einige Beispiele: «Gensetistel aq(ua) ist guot für die gilwe und für die hitze der leberen» (Kunstbuch 1474, Manuskript); «Disteln sind des esels salatkreüter» (*De quadrupedibus viviparis* von Konrad Geßner 1551); «der Cardobenedict... wird in teutscher Sprach auch genennt der heilige und gesegnete Distel, wegen seiner großen und heilsamen Kraft» (*Theatrum botanicum* von Theodor Zwinger, Basel 1696); «Karten-Benedichten-Krut oder Edeldistel... gesotten in Wein, warm getruncken... vertribt

den Mäschel oder das Grimen, vertreibt die Ruten, heilet die Kranckheit der Mutter und bringt fröliche Zeit» (Handschriftliches Arzneibuch von 1732 in Saanen, Kt. Bern). Unter den 55 Zusammensetzungen zeigen Entstellung oder volksetymologische Umdeutung die «Vieh-» oder «Vehdistel» (ahd. *fēchdistel*), eine ursprüngliche Bildung mit dem Adjektiv *fēch* ‚bunt‘, sowie *Mattedistle* bzw. *Manedistle* (über *Ma(nn)tistle*?) aus *Maddistle*, ursprünglich gebildet mit dem Substantiv *Mad* ‚Mähwiese‘, kaum mit dem Adjektiv *matt* (von den *Sonchus*-Arten, welche kaum stechen); die Zusammensetzung *Gāßmattistel* in Hallau ist als *Gāß-Maddistle* gedeutet, könnte aber auch als *Gāßmatt-Distel* aufgefaßt werden, wobei sich dann noch Frage stellt, ob *Gāß* (heute oder ursprünglich) ‚Gans‘ oder ‚Geiß‘ sei.

An den Pflanzennamen *Distel* schließt sich der Vogelname *Distel* ‚Distelfink‘ an, der bei uns auch in den Varianten *Distelt*, *Disteli*, *Dister*, *Distler*, und, ebenfalls mit Konsonantenleichterung, *Discheli*, *Dischler* auftritt. In übertragener Bedeutung (vgl. *Fink*) versteht man in Hallau unter einem *Tistili* ‚einen etwas leichtsinnigen Burschen‘, und in Nidwalden heißt man ein im August geborenes Kind etwa *es Aigstetistili*.

Ein drittes *Distel* (neben *Tisti*, *Tistji*, *Tista*) ist Kurzform zum Personennamen Baptist, zu welchem wahrscheinlich auch die Familiennamen «*Tistel*» (1284? im solothurnischen Bättwil und 1389 in Frauenfeld bezeugt) und *Disteli* in Zofingen und im Solothurnischen gehören.

Aus dem Berner Oberland ist mehrfach das Eigenschaftswort *tüschel* (*tischel*) in der Bedeutung ‚schwindlig, betäubt, benommen‘ gemeldet und aus Visperterminen im Wallis *tischold*; entsprechend bezeichnet der Walliser einen Schwindelanfall als einen *Tischli* (*Schi het en furchtbare Tischli*). Offenbar verwandt mit diesen Wörtern sind das aus dem Bündner Walserort Arosa bezeugte Substantiv der *Tüschler*, eine Krankheit, welche kleine Ziegen und Hühner befällt, und auch als dämonisches Wesen, als Krankheitserreger, aufgefaßt wird, sowie aus Arosa und dem benachbarten Langwies das Verb *er-tüschle*: *Es gangi der Tüschler in in de Gitzichromme* (Abschränkung im Stall für Zicklein) und *drē ne, de Gitzi, der Chopf um* (Arosa) oder: *Denn chomend sch*

(*Gitzi oder Henne*) *ertüschled*; *schì sind wi halbe g'lemd oder sturm* (Langwies). Dem genannten *Tüschler* entspricht in den Bündner Tälern Schanfigg und Prätigau sowie in Untervaz der *Tüster*, auch *Gitzi-*, *Hennetüster*, nach dem bündnerischen Idiotikon Tschumperts *Hennetüsteri* m. Unheimlich schildert in Arnold Büchlis vorbildlicher Sagensammlung (1958) eine alte Frau aus Molinis die Erscheinung: (Als die Hühner im Käfig unter dem Stubenofen nachts kreischten, gingen die Hausbewohner nachsehen) *und due heiend sch nun so en Chlouhel* (Knäuel) *Wolle g'sehn. Due heiend sch e Stägge g'nun und der Chlouhel ousergetröld... bis in d's Dachtrauf. Und due hei s en föürege* (feurigen) *Man g'gä. Das wër äbe der Hennetüster g'si.*

Es stellt sich die Frage, ob *tüschel*, *Tüschler* und *Tüster* sprachlich miteinander verwandt seien, das eine vom andern abgeleitet oder umgebildet und welches dann der Ausgangspunkt wäre. Eine Verknüpfung des Adjektivs *tüschel* mit gleichbedeutendem *tusel* ist aus lautlichen Gründen unwahrscheinlich. Kaum in Frage kommt eine Herleitung aus dem bei uns jungen und wenig geläufigen Adjektiv *duster*, *düster* in den Bedeutungen ‚dunkel, trüb‘ (*en graue, düstere Novämberstag* bei Els Morf 1919) oder ‚undurchsichtig, zweifelhaft, anrühig‘ von Verhältnissen, Personen (belegt bei Otto von Greyerz 1899 oder in der Sammlung von Basler Studentenausdrücken 1910, wo sich auch die Verben *dustere* ‚stumpfsinnig vor sich hinbrüten‘ und *ume-*, *heidustere* ‚auf zweifelhaften Wegen vorgeblich (heim)gehen‘ finden, wozu sich *abdustere* aus der jüngsten Zürcher Gassensprache stellt. Hingegen scheint das bündnerische *ertüschle* zum Walliser Wort *ertischle* ‚töten, abtun (von Kleinvieh)‘ zu gehören, das seinerseits dem im Wallis, im Haslital und in Uri bekannten Verb *tusche* ‚(durch)prügeln, mit der flachen Hand an den Kopf schlagen‘ (neben intransitivem ‚dröhnend aufschlagen, dumpf lärmern‘ im Glarnerland und im Werdenbergischen) und dem Visperterminer Substantiv *Tusch* ‚Berührung, leichter Schlag‘ (neben stärkerem ‚schwerer Schlag, dumpf lärmender Stoß, Schall‘ im Berner Oberland und im Werdenbergischen) nahesteht. Diese sind ihrerseits vielleicht an franz. *toucher* oder aber (entsprechend dem Nebeneinander von *Täsch* und *Tätsch* ‚Schlag‘) an die Gruppe

Tutsch/tütsche anzuschließen und sicher zu trennen von der Sippe *tusche/tüsche* mit den Bedeutungen ‚zur Ruhe bringen, (Feuer, Tumulte) dämpfen‘, ‚etwas verschließen, zudecken‘ und, in reflexiver Verwendung, ‚sich ducken, klein beugeben, still werden‘ (z.B. im Beleg «Tüsch dich, schweig still, comprime te.» im Wörterbuch des Zürchers Josua Maaler von 1561, nach dem «Dictionarium latino-germanicum» von Joh. Fries). Derartigen spekulativen Beziehungen von Wort zu Wort oder von Wortfamilie zu Wortfamilie nachzugehen ist zwar nicht Aufgabe unseres Wörterbuchs, sondern weitergreifender Wortforschung, doch kommt bei der Anlage unseres Wörterbuchs ein Bearbeiter in der Abgrenzung der einzelnen Wortsippen und der Anordnung der Wortartikel um solche Überlegungen, die jeweils in den Anmerkungen einen knappen Niederschlag finden, nicht herum.

Ein typisches Unterwaldner Wort ist die *Tastere*, *Tāstere* (vereinzelt auch *Taster*, *Dalstere*, *Darstere*) in der Bedeutung ‚einfache Lagerstätte, besonders in der Alphütte, auch der entsprechende Schlafraum‘; im benachbarten Luzernischen kennt man es nur in entstellter Form und verschwommener Bedeutung, doch taucht das Wort geographisch weit entgegen als *Tāster* f. in Lauenen im westlichsten Berner Oberland wieder auf, und zwar als Bezeichnung eines ‚großen, unansehnlichen Gebäudes‘. Da sonst im Berner Oberland die Schlafstätte der Älpler *Gastere* heißt (aus lat. *castra* oder **incastra* ‚Lager‘), faßte der bekannte Romanist Jakob Jud, dem die Lauener *Tāster* noch nicht bekannt war, unser *Taster(e)* als «eine an der Wortperipherie vollzogene Umbildung» auf, und das Wort ist demnach zu den sehr alten Lehnwörtern aus dem Lateinischen zu stellen.

Aus dem jüngeren Lateinischen (zum Teil durch Vermittlung der deutschen Gemeinsprache) stammen die Stichwörter *Testament*, an das sich verschiedene verwandte Wörter anschließen, und *Disziplin*; sie führen in die Bereiche der Fachsprachen. *Testament* ist in der bekannten Bedeutung ‚letztwillige Verfügung‘ von 1500 bis in die heutigen Mundarten belegt, eines der in unserm Wörterbuch zahlreichen Rechtswörter. In der ältern Sprache ist derjenige, der eine solche Urkunde aufsetzt, ein «Testamentierer» oder «Testierer», wer den Willen ausführen soll, ein «Testamenter»;

‚etwas letztwillig vermachen‘ heißt in unsern Mundarten (*ver*)*testamente*, *vertestamentiere* oder auch *testiere* (z. B., wie der Basler Glettyse schreibt: *I bi scho mengmōl drūf und dra g'sī, z' testiere, aber me verschiebt's allewīl wider*). *Testament* bezeichnet dann auch die beiden Teile der Bibel, die Bibel überhaupt, und zwar in abstraktem Sinn (z. B. wird 1531 von den Zürcher Predikanten verlangt, daß sie «das gotzwort verkündint ludt beder testamenten») wie auch in konkreter Bedeutung (z. B. werden in einem Zürcher Inventar von 1763 «1 Testament und Psalmenbuch, 1 dto mit geschmeltzten Schlössen» erwähnt). In protestantischen Gegenden (besonders im Kanton Bern) spielt noch bis in die Gegenwart hinein das *Testament* eine bedeutsame Rolle im Volksbrauch und Volksglauben: als Beilage in den Sarg, als Mittel gegen Dämonen, Krankheiten und Schlaflosigkeit oder als förderndes Mittel für die Entwicklung der Kinder (u. a. von Gotthelf erwähnt).

Disziplin bedeutet in der Kirchensprache (Klostersprache) bis ins 16. Jahrhundert ‚Bußübung, Kasteiung‘ (die Nonne Elsbeth Stägel schreibt z. B. von einer Mitschwester: «sy nam zwiscent tag und nacht dry disciplin mit ainer gaiselen»), in der Wissenschaftssprache ‚Wissenschaft, Fach‘, dann auch ‚Unterweisung, Belehrung‘ («Meister Uolrich Zwingli ist von sinen elteren gan Bern zuo disem h. Heinrich Wölflig geschickt worden, das (daß) er under imm in guote disciplinen unnd künsten studierte»), in der Militärsprache und übertragen dann in der Schulsprache ‚Ordnung, Zucht‘ (*Es geng zue wie bim Militär in sīner Schuel*, schreibt die Churerin Eva Nadig).

Aus benachbarten romanischen Sprachen oder Dialekten übernommen sind einige jüngere Fremdwörter. Das aus dem Französischen entlehnte Zeitadverb *tuschūr* ‚immer, fortwährend‘ geht wohl heute stark zurück, ist aber in unserem Material noch aus allen Gegenden bezeugt, oft in Verbindung mit einem einheimischen Synonym, z. B. *tuschūr alimāl* (Kanton Zürich), *Er hät tuschūr furt de glychlig Rūsche g'ha* (Hüttwilen, Kt. Thurgau). Wann das Wort, das in westdeutschen Mundarten weit verbreitet ist, zu uns gekommen ist, läßt sich nicht feststellen; unser ältester datierbarer Beleg stammt etwa aus dem Jahre 1880; das Wort fehlt

(wohl nicht zufällig) in den Wörterbüchern von Stalder (auch in der erweiterten Fassung von 1832), Tobler (1837), Matthys, Hunziker (1877) und Seiler (1879. *Teste* (f. und m.) bezeichnet im Kanton Uri (wie *testa* im Italienischen) und in Obersaxen (wie *testa* im Rätoromanischen) den ‚Kopf‘ (*der Teste ag'schlage* Uri), in übertragenem Sinn in Nufenen (Kt. Graubünden) das ‚Gedächtnis‘ und in Uri sowie in Visp (Kt. Wallis) ‚Eigensinn, Hartnäckigkeit‘; als Weiterbildung aus diesem *Teste* ist vereinzelt aus dem Kanton Zürich ein *Tester* (in der Bedeutung ‚Kopf‘) gemeldet. Aus rätoromanischen Idiomen nur in die nächste deutschsprachige Nachbarschaft gewandert sind *Distürbi* ‚Schererei‘ (Avers) und die Fügung *in Dischware* ‚in Verwirrung‘ (Vals).

Aus der Sprache besonderer sozialer Gruppen stammen schließlich drei sonst nirgends bezeugte Wörter: der *Disch* oder *Dische* in der Bedeutung ‚Zigarette‘ im sogenannten Mattenenglisch der Stadt Bern (in der grundlegenden Arbeit von Otto von Greyerz im Schweizerischen Archiv für Volkskunde 1927, Neudruck 1969, nicht verzeichnet), *Vertusch* in der Wendung *Vertusch mache* ‚(einen Diebstahl bzw. die Beute) verbergen, verheimlichen‘ (eine Angabe der bernischen Landeschreiberei Nidau von 1776) und *dost* ‚aufmerksam‘ (aus der Sammlung rotwelscher Wörter von J. Jörger 1905).

Schon ein oberflächlicher Blick auf den Artikel *Tāt* läßt erkennen, daß dieses Wort in den lebenden Mundarten nicht recht heimisch ist. Dem entspricht der lautliche Befund: Die in der nördlichen Hälfte der deutschen Schweiz zu erwartende Verdumpfung von *ā* zu *ō* ist nur sporadisch belegt, sonst herrscht die der Schriftsprache konforme Lautung *Tāt*. Dagegen gehören einige Zusammensetzungen, auf kleine und kleinste Gebiete beschränkt und meist in stark spezialisierter Bedeutung, zum festen Bestand der Mundart: *Wētāt* ‚Schmerz‘, in dieser Form im Berner Oberland, im Wallis, in Graubünden und ganz vereinzelt auch im Urner Reußtal belegt, ein Wort, das sich nahe mit gleichbedeutendem *Wētag* berührt, begegnet uns als *Wētāt* in Wartau (St.Galler-Rheintal) und in Untervaz (Graubünden), dann *Zuetēt* im Sinn von ‚in die Alp gelieferte Lebensmittel‘ in Jenaz (Graubünden), wonen *Zuetāt* in einem allgemeineren Sinn (z. B. zu Speisen, zu Kleidern) heute wohl weit herum gebraucht

wird. Schließlich gehört hieher *Guettāt* (auch *Guettēt*), im weitesten Sinn von ‚gute Tat, Wohltat‘ wiederum in Wartau, ferner in Nufenen und Vals (Graubünden), dagegen in Langwies im selben Sinn wie *Zuetēt*, in Davos als ‚Zugabe zum Hirtenlohn‘, gewöhnlich bestehend aus Brot, Käse, *Schmalz*, d.h. Butter, oder Speck; H. Valär läßt in seinem *Türligiger* den Kälberhirten über eine geizige Bäuerin klagen: *Nid emāl e rähti ērlichī Guettāt gāb ’s mē: hundsalts Bröd hei sch’ ’me g’gä, das grēweli, d’s Schmalz si rēggs, de Chäs frässe d’ Milbe und der Späck mäggele*.

«Untat» hat schon im Althochdeutschen eine Sonderbedeutung ‚Fehler, Makel‘ entwickelt, die, fast ausschließlich im Diminutiv und vorwiegend in Verbindung mit einer Negation, sich über weiteste Gebiete des deutschen Sprachraums verbreitet, aber nur den nördlichen Teil der Schweiz erfaßt hat mit Wohlen (Aargau) als südlichstem Belegort. In den Kantonen Aargau, Zürich, Schaffhausen (*Da Chind hät eka Utötli, wenn me d’ Mueter g’hört*, Rüdlingen), Thurgau (*Dō sechsχ nid en Utötli*, an einer Rebe, Triboltingen) und Appenzell tritt uns das Wort in lautgesetzlicher Form als *U(n)töt(e)li* entgegen, in Basel (Stadt und Land) dagegen regelwidrig als *Untäteli*. Trotz solcher Unstimmigkeiten ist im Hinblick auf die weite außerschweizerische Verbreitung an der etymologischen Identität nicht zu zweifeln (im Gegensatz zu der Bd. XII 429 f. unter dem Stichwort *Un-Tädeli* versuchten Deutung). Auffälligerweise fehlen uns frühe Belege; der älteste stammt von Ulrich Brägger (1789); «Gewehr, Patronentasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, alles mußte spiegelblank geputzt seyn; zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste *Unthat*... so war, wenn er (der Offizier) auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel.»

Die oben erwähnten Formen *Guettāt*, *Wetāt*, *Zuetēt* sowie der Plural *Woltēt* (Schanfigg) sind die letzten in der Mundart überlebenden Zeugen einer älteren Stammbildungs- und Deklinationsklasse dieser Wörter (althochdeutsch Genitiv, Dativ Singular und Nominativ, Akkusativ Plural *tāti*, mittelhochdeutsch *tāte*). Diese Bildungsweise begegnet in weiteren Zusammensetzungen (so etwa in «liebtat», Gefälligkeit) und besonders auch im einfachen Wort *Tāt* im 15. Jahrhundert noch relativ häufig, vereinzelt aber bis

zum Ende des 16. Jahrhunderts, in der formelhaften Verbindung *Rāt und Tāt* in Glarus sogar mundartlich noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Diese Formel «rät und (ge)tät» u.ä. erfreut sich in unsern älteren Quellen großer Beliebtheit. Dafür einige Beispiele: Eine Schenkung ist «beschehen mit aller offenung, ordenung, gehügd (Überlegung), gewarsami, wort und werk, rat und getat, so herzuo horton und hören solton von gewonhait und von reht» (1350, Thurgauer Urkundenbuch). «Ein Landtman... der einzig Hilf, Rath oder That darzuo gebe, daß etwas an dem Landrecht (geändert werde), soll auch mit einem schmählichen Tod als ein Verräther deß Vaterlandes hingerichtet werden» (1751, Nidwalden). Der Bündner Johannes Guler antwortet 1607 auf Anfeindungen: Ich habe mich im Dienste Graubündens «bey Tag und Nacht allewegen mit Leib, Guet und Bluet getreulich brauchen lassen... welches Gott, aller Welt, insonderheit aber denen, (die) bei mir in Thaten und Rächten gesessen, kund und offenbar ist».

Ein zweites Wort *Tāt* (*Töt*), meist im Diminutiv *Tötli* gebraucht, zeigt wiederum jenes nördliche und nordöstliche Verbreitungsgebiet wie das oben besprochene *Untātli*: Basel, Aargau, Zürich, Schaffhausen, Thurgau, Appenzell, St. Gallen, Bündner Herrschaft samt einer vereinzelter Angabe aus Glarus. Auch hier handelt es sich um den Südrand eines weit größeren Raumes, der ehemals wohl das gesamte Alemannische, das Schwäbische und das Baierische umfaßte. Die Bedeutung ist Abteil, Unterteilung, so im Dachboden des Bauernhauses zur Aufbewahrung von ausgedroschenem Getreide (Hemmental, Schleithem, Kt. Schaffhausen), meist aber Fach in einem Schrank, Trog, in einer Schublade, auch in einer Tasche oder in einem Geldbeutel. *Im einte Schaufenster näbet der Ladetör hät 's i lüter chline Tötli allerlei Spezereie* (F. Hilty-Gröbly, Stadt St. Gallen). «Im tröglin zwischen den fenstern, hat ein theil und dorin dry thätlin... In diesem tisch sind zwo beschlossenen schubladen, dorin andere thätlin und schublädlin» (1586, Basel). Die Zusammensetzung *Beitötli*, Nebenfach in einem Koffer, ist aus Maienfeld belegt, aber auch schon 1582 aus dem Zürcher Ratsbuch: Ein Dieb hat «einer frouwen uß der

däschen, so offen gstanden, diewyl sy umb etwas gemerktet, ein bünteli, darin fünff pfund unnd fünff batzen gwäsen, deßglychen uß einem bythöthli gemällter däschen dri(tt)-halben batzen verstollen». Heute ist *Tötli* weitgehend veraltet, wenn nicht gar z.T. ausgestorben; so reagierten 1959 in Schlatt (Thurgau) Zuhörer mittleren Alters mit: Richtig, so haben wir früher gesagt! Die Herkunft des Worts ist dunkel; Zusammengehörigkeit mit dem erstgenannten Wort *Tāt* ist nicht auszuschließen, steht aber auf schwachen Füßen: Man müßte wohl von *Undertāt* im Sinn von ‚das dazwischen Getane‘ ausgehen (wofür das synonyme *Underschlacht* eine Parallele böte), aber dieses *Undertāt*, obwohl auch im Badischen Wörterbuch verzeichnet, ist bei uns nur aus Hallau aus dem 19. Jahrhundert belegt (*Ondertötli*, ‚kleines Separatfach in einem Schreibtisch‘). Die Frage bleibt also mindestens vorläufig offen.

Schon diese kleine Auswahl aus dem Inhalt des Heftes führt in die verschiedensten Sachgebiete wie Rechts- und Kirchenwesen, Volksglauben und -brauch, Alpwirtschaft und Hausrat usw. Sie zeigt auch den Reichtum und die Vielfalt unserer Sprache sowohl in vergangenen Jahrhunderten wie auch in den lebenden Mundarten.